

(Nachdruck verboten.)

## Frederik Tapbjergs Pflugessen.

2] Von Jeppe Aakjær.

Autorisierte Uebersetzung von Theobald Bölder.

Aber ihm fehlte ja jede Art von Zugkraft. Wohl hatten Leute ihm den Rat gegeben, von seiner hängebäuchigen Kuh Gebrauch zu machen; aber sie mußte sich wahrhaftig genug plagen, ihren eigenen schlotterigen Leib auf den verwachsenen Spalthufen über die holperige Heide zu schleppen. Wie konnte sie auch noch Pflug oder Egge ziehen!

Da war kein anderer Ausweg, als, ebenso wie seine Standesgenossen, sich auf den Bettelgang zu den Bauern der Umgegend zu begeben und sie zu bitten, ihm einen Gefallen zu tun, wenn es ihnen am besten paßte.

Und so wurde der Tag, da Frederik Tapbjerg Pflugleute hatte, zu dem großen Tag der Heidehütte.

Wohl sah Frederik dem Tage immer mit gemischten Gefühlen entgegen, denn kein anderer Tag im Jahre ließ die Rechnung beim Kaufmann so anschwellen wie dieser.

Die Kinder dagegen freuten sich von ganzem Herzen darauf, denn der Anblick der vielen glänzenden, wohlgenährten Bauerngäule mit den flatternden Mähnen und dem klirrenden Geschirr hier auf Vaters armseligem Stück Erde — das war doch ein königliches Vergnügen mitten in ihrer alltäglichen, engumgrenzten Heideinsamkeit!

Und selbst nur einen einzigen Tag so seltene Gerätschaften wie Wagen, Pflug und Egge zu betrachten und zu betastien, ja vielleicht gar eine richtige Peitsche anvertraut zu erhalten — denn man wußte ja gar nicht, welsch abenteuerliche Ueberwachungen ein solcher Tag bringen konnte — das war doch etwas anderes, als immer in demselben Aschenhaufen mit demselben Topfscherben herumzutübbeln, oder immer mit derselben rostigen Eisenpfanne Staatskutsche über die Sandberge zu fahren!

Und dann konnte bei solcher Gelegenheit vielleicht auch ein leckerer Bissen abfallen, in angenehmem Gegensatz zu der ewigen Grüte und den schier unverwüßlichen Kartoffeln.

Kurz gesagt, der Pflugtag war einer von den wenigen Tagen im Jahre, der Möglichkeiten aller Art bot.

Aber die Person, von der der Erfolg des Tages abhing, war eigentlich Vine.

Mit Recht fühlte sie eine große Verantwortlichkeit, denn, wie sie zu sagen pflegte: Es ist keine leichte Sache für ein einfältiges, armes Mensch, so'n leckeres Volk zu füttern.

Auch hier waren die Vorbereitungen das schlinnuste gewesen. Es war auch wirklich keine leichte Sache, all das, was man brauchte, herbeizuschaffen.

Sie selbst hatte umhertreiben müssen, um hier einen Kochtopf und dort ein paar Messer oder einen Präsentierteller zu leihen, und Frederik mußte einen Tagelohn opfern, um nach der Stadt gehen zu können. Er kehrte zurück ganz überlastet mit einem großen Sack voll von Spezereien, Fleisch, Fisch und — nicht zu vergessen — mit einer kolossalen Branntweinkrufe, die jedesmal, wenn er einen Fuß vor den anderen setzte, gluck, gluck sagte und ein gut Teil beitrug zu der tiefen Schramme, die der Eichenstod auf Frederiks knöchiger Achsel machte.

Am Tage des Ereignisses sah man in der Windrichtung dem Dorfe zu eine große Staubwolke treiben. Das war der Wagenzug; die Bauern hatten mit dem Ausrücken begonnen.

Eine viertel Stunde später schwenkten vier Gespanne Langmähniiger Pferde, krafttrotzend und glänzend von guter Pflege, über Frederik Tapbjergs armseliges bißchen Ackerland, so rasend schnell, daß die Koppeln klirrten und die Holzeggen sich freischend an den Pflugeisen rieben.

Nun hatte man es eilig in der Hütt.

Draußen vor der Tür wimmelten die Flachsköpfe der Kinder.

Frederik kam heraus mit der Branntweinflasche, und Vine, eine frischgewaschene und gestärkte Schürze vor, folgte ihm auf dem Fuße mit einem Teller voll kleiner Kuchen.

Beide gingen sie von Wagen zu Wagen und sagten willkommen, während sie nacheinander jedem der Ankömmlinge Schnaps und Kuchen hinaufreichten.

Es waren noch nicht die Bauern — sie kamen später, wenn die Arbeit getan war —, sondern ihre Söhne, oder in Ermangelung solcher ihre Großnechte.

Sobald der Schnaps vertilgt war, wurde das Arbeitsgebiet verteilt, während man die Gerätschaften von den Fuhrwerken hob.

Einen Augenblick später schnitten vier blanke Pflüge durch Frederik Tapbjergs sandiges Heideland, hinterher taumelte ein Rudel schnatternder kleiner Kinder, und alle Augenblicke stürzte eines in die von Erdfeuchte dustende Furche, um bald einen blanken Scherben, bald die vergänglichliche Neste eines Holzschuhs aufzusammeln.

Die Hügel um den Hals gehängt, die Peise im Mundwinkel, schlenkerten die Bauernsöhne oder Großnechte hinter ihren Pflügen einher und riefen einander, wenn die Gespanne sich begegneten, Scherzworte über den Acker zu.

Das Ganze war für sie ein behagliches Spiel, das in weniger als vier Stunden aufs glücklichste vollführt war. Dann wurden die Pferde wieder an die Wagen gebracht und erhielten ihr Futter. Die Leute aber waren zum Kaffee eingeladen.

Als die Dinge sich so weit entwickelt hatten, fanden sich nach und nach auch die Bauern ein, um dafür zu fressen, daß sie sich dem Häusler Frederik Tapbjerg als Wohltäter erwiesen hatten.

Zuerst kam Mogens Bistisen. Er mußte sich seitwärts durch die schmale Tür zwängen, um seinen ganzen Wanst mit hineinzubringen. Bevor er eintrat, sah er jedoch nach seinen Gäulen, um sich zu vergewissern, daß sie nicht überanstrengt worden waren.

Er kraute sich hinter den Ohren und verteilte seinen Briem unter sie.

Die Pflugleute sahen unterdessen beim Kaffee und schwachten. Sie schwiegen aber sofort, als ihre Dienstherrn nahten. Gleich darauf glitten sie mit einem „Danke für Kaffee“ aus der Stube. Dann schlangen sie sich auf die Fuhrwerke, knallten mit den Peitschen und rasselten Staub aufwirbelnd davon, unter dem Kreischen der Eggen, mit Hufe-gestampf und Koppelgeklirr.

Der Nächste, der die Türschwelle überschritt, war Thames Moesbjerg, ein kleiner, dünnbärtiger Gnom mit Weinen wie ein Kalb, rapf-farbigen Händen und einem Gesicht wie eine fleckige Munkelrube. Die Farbe seines Haares hatte ihm den Namen Rot-Thames eingebracht.

In seinem Kielwasser segelte Esper Goul, ein Mann mit einer steifen und langen Remontefraxe, bedeckt von einem kurzgeschneitten Vollbart, den er bei dem geringsten Affekt mit seiner rechten Hand liebkosend zu streichen pflegte. Er mußte das Haupt stark neigen, um unter Frederiks Balkendecke hineinzukommen, und gewann dadurch das Aussehen eines Stieres, der sich anschickt zu stoßen. Seine Sprache und seine Manieren hatten noch etwas Halbvornehmes an sich, was daran erinnerte, daß er seinerzeit einen Herrenhof begendete. Und obwohl jetzt sein Eigentum ein gut Teil geringer, dafür aber bedeutend mehr verschuldet war als das der anderen Bauern, war ihm viel daran gelegen, noch immer zu den Herrenleuten gerechnet zu werden.

Jetzt fehlte nur noch der vierte Mann.

„Ja, wo bleibt nu Mobs Kräsen ab,“ sagte Vine, die während der ganzen Zeit zwischen der Küche und dem Tisch hin- und hergetraht war, um die Speisen aufzutragen.

„Ich glaub', er ist fortgegangen, einen Knecht zu mieten, aber er wird gewiß gleich kommen,“ sagte Thames.

„Ach, Frederik, lauf doch mal und sieh nach, ob er nicht kommt,“ sagt Vine in Angst, daß das Essen auf die Reige gehen könnte, ehe Kräsen eintraf.

Frederik faßte die Türklinke, aber als er den Kopf neigte, um hinauszugehen, trat der Erwartete zur Haustür herein.

„Gu'n Tag, gu'n Tag,“ begann er in aufgeräumter Stimmung. „Wahrhaftig, nu hätt' es mir bald gehn können wie dem Mads Jæg mit'm Pastor. Der hatte nämlich in der Kneipe gefessen, als der Pastor auf der Kanzel stand. Aber grad als der Pastor aus der Kirche rausgehn will, kommt Mads und will' ginein. Mads jammert, daß er zu spät gekommen. „Ja, ja, Mads,“ sagt der Pastor, „gebe Gott, daß wir uns jenseits im Reich der Ewigkeit auch treffen!“ — „Ja,

Das ist wahr," sagt Madis darauf, „aber ebenso, daß der Pastor rausgehen muß, wenn ich hineingeh.“

Erst als Movst diese Geschichte umständlich erzählt hatte, ging er mit breitem Lächeln herum und reichte den übrigen die Hand.

Movst war in ausgeprägtem Brade ein Mann von der alten Schule; das sah man wohl am deutlichsten an dem außerordentlich plumpen Schnitt seines Flausrockes, und obwohl er 40 000 Kronen auf der Sparkasse hatte, waren ihm Stiefel so unbekannt wie ein Ueberrod. Wenn er einmal besonders fein aufzutreten mußte, wie an hohen Feiertagen, oder an seinem eigenen Abendmahlstag, so vertauschte er seine gewöhnlichen mißigen Holzschuhe mit einem Paar leichteren, schwarz lackierten Lederholzschuhen, die vorn spitz zuliefen wie der Steben eines Schiffes. Diese Fußbekleidung hatte er auch heute angelegt, was Lines Fleischlöpsen nur zur Ehre gereichen konnte.

Die Hände hatte Movst fast immer unter der geräumigen Hosensklappe angebracht, deren zwei Hüftknöpfe weit offen standen, so daß dreikantige Stücke des graugefütterten Flauses lose saßen und unter den Händen wie ein paar Elefantenhoren baumelten.

(Fortsetzung folgt.)

# Große Berliner Kunstausstellung 1907.

Von Ernst Schur.

Saal 30, 31 und 35 gehört Dänemark. Diese Sammlung steht man mit Vergnügen an. Es sind viel tüchtige Arbeiten von guten Qualitäten darin. Gleich das erste Bildchen „Mondschein“ (1833) von Paulsen zeigt diese Vorzüge. Das „Portrait“ (1857) von Elott-Möller ist krasser, hat aber viel Frische. Larsens „Auf der Heide“ hat einfache, effektvolle Stimmung. Wendel stellt einen „Alten Hof in Helsingör“, der schöne, alte, gelbliche Töne zeigt und eine „Figurengruppe“ aus (1863/64), die alt und schwer wirkt. Die „Arbeiterinnen auf der Heide“ (1868) von Wige haben eine vorzügliche, matte Luftstimmung, aus der sich die Silhouetten der Gestalten in einfacher Größe erheben. Fein, weiß und licht wirkt „Am Fenster“ (1871) von Holsoe. Durch strenge Exaktheit zeichnen sich die Arbeiten von Rohde (1873, 1875) aus. Das „Hafenbild“ hat in seiner Primitivität Charakter. Die „Kleine dänische Stadt“ hat etwas Klares, Blinkendes in der Luft. Das „Spinett“ (1876) von Holsoe zeigt eine schöne, farbig gestimmte Wand, der Raum hat feines Innenlicht. Paulsen kontrastiert in seinem „Sommerhaus“ (1879) wirkungsvoll dämmerige Nacht mit Laubenschichtung; man sieht aus dem Dunklen in die geöffnete Stube hinein. Fein gesehen ist der „Novembertag“ (1883) von Wohl-Hansen. Die Gruppe „Lage und Eise“ wirkt in der grauen Stimmung vornehm. Frische zeichnet das Bildchen „Sommertag“ (1881) von J. Larsen aus; im Vordergrund nur springende Wellen; nur hinten ein grüner Strich Landes, ganz schmal.

In Saal 31 fällt das gut und sicher gezeichnete Aquarell von Anna Syberg (1902) „Chrysanthemum“ auf.

Man entnimmt im ganzen (denn diese Künstler sind der Durchschnitt), daß in Dänemark eine feine, manufingliche Kunst zu Hause ist. Man spürt hier etwas von Tradition, Kultur, Stil.

Aus Saal 35, der ebenfalls nach Dänemark gehört, ist zu erwähnen: die geschmackvolle Porträtgruppe (1838) von Hansen, die breit gemalt ist und seine Farben hat, die sich besonders an dem Kind (dem weißgranen Kleid, der bunten Kette) zeigen.

An Dänemark schließt sich Schweden an, das im ganzen kräftigere Haltung zeigt. Die Motive wollen hier mehr packen; die Farben sind leuchtender. Hier fällt besonders Tornemann auf. Sein „totes Mädchen“ (1864) ist lüch in den Farben; bleichgrüner Schimmer liegt über allem; es ist kraftvoll gemalt. Noch dekorativer sind seine „Grubenarbeiter“ (1885), die groß dastehen, von leuchtender Luft umgeben.

Kräftig in den Farben sind die „Vergföhren“ (1868) von Kallstenius. Leuchtend ist der „Winter“ (1875) von Hedberg.

Im ganzen ist diese Auswahl nicht reichhaltig genug, um ein volles Bild zu geben.

Die Kunst Hamburgs kommt in Saal 33 zum Wort. Es ist eine Kunst, die durch die Initiative eines Kunstsenners geweckt ist. Direktor Lichtwort hat durch seine Vorträge die Künstler angeregt, eine eigene Kunst zu schaffen, die dahin strebt, aus dem besonderen Boden etwas Eigenwüchsiges erstehen zu lassen. So lobenswert diese Tätigkeit, so hat es doch mit der Verwirklichung eine eigene Verwandnis. Sind tüchtige Künstler da, so ist das schon hinreichend; fehlen sie, so nützt die Belehrung nichts. Und so ist es auch hier. Liebermann hat aus Hamburg mehr Schönheiten herausgeholt, als alle diese Künstler zusammen. Doch darf man nach diesen ersten Besuchen noch nicht endgültig urteilen, und jedenfalls sieht man schon Ansätze

Die stärkste Begabung ist Jilless. Seine „Hühner im Sgner“ (1923), die fast dekorativ sind, vielleicht noch etwas flau, jedoch gut gesehen, seine „Figurengruppe“ (1936), in der eine anerkanntswerte Kraft steckt, besonders die Köpfe vor der Lampe haben Wucht; die „Nacht“, die in so tiefe Stimmung getaucht ist (1937), die blaue-schattige „Wolke“ (1957) sind Zeugnisse einer tüchtigen Art. Ebenso ist das „Hühnerhaus“ (1923) von Ehren mit dem farbig schönen Teil am Fenster und dem bunten Arrangement der Teller und Tassen eine feine Arbeit. Durch wohlthuende Einfachheit zeichnet sich das „Interieur“ (1940) von Siebelist aus und der „Frühling“ (1943) von Eitner (Frühstück unter blühenden Bäumen) hat viel Frische und Geradheit. Der „Pflüger“ (1949) von Schaper steht wirkungsvoll da; der Acker ist vorzüglich in Grau und Grün gemalt. Die „Wauernstube“ (1950) von Ehren hat feine, flodige Töne in dem gelb und rotbraunen Interieur. Paul Kayser zeigt in ein paar Landschaften Fähigkeiten, Luftstimmungen fein zu beobachten. Die „Landungsbrücke“ (1958) hat schönes blaues Licht; die „Werk“ (1961) ist großzügig hingestrichen; der „Frühling“ (1960) fällt durch Frische auf.

So ist dieser Saal als ein Anfang zu betrachten, der den Bemühungen eines Mannes zu verdanken ist, der in den Künstlern die Empfindung wecken will für das Besondere einer Landschaft, der Landschaft, der sie angehören. Selbstverständlich kann er nur anregen; er kann nicht die Künstler aus der Erde stampfen. Doch sind im ganzen Ausstellungen vorhanden, daß hier ein neues Zentrum sich bildet. In diesem Sinne sind diese Bestrebungen zu werten.

Für die Plastik, der wir uns nun zuwenden, kommen die Säle 8 und 16 in Betracht. In Saal 8 beherrscht Lederer mit seinen Relieffiguren, worunter zwei Arbeitergestalten, das Feld (26—32). Werke von einer bedeutenden Wucht der Erscheinung. Eine Konzentration; die aus dem Technischen sich ergibt, indem die Figuren als Hochrelief behandelt sind, dadurch jene eigentümliche Gebundenheit in der Erscheinung erhalten, indem sie aus dem Grund herausstreben und doch nicht ganz Wirklichkeit werden. Sie fügen sich damit einheitlich dem Ganzen ein; das Figurale wird zum Ornament und behält doch genug eigenstarres Leben. Körper sind als dekoratives Moment benutzt, ohne künstlerischer Pose als Mittel zu dienen. Was ihnen den Stempel der Großheit ausprägt, das ist die zupackende, aufwachsende Einheit. Der Künstler übernimmt nicht Klischeefiguren und setzt sie hierhin und dorthin in billiger Symbolik, so daß eigentlich die ganze Arbeit nur ein Drapieren in Stein ist; dies hier ist Schöpfung, straff, einheitlich und nur für diesen einen Zweck so denkbar.

Noch bescheidener als dieser vordere Plastiksaal ist der am Ende der Halle liegende Raum 16. Hier sind Porträts zu sehen, die man nicht für möglich hält. Eine solche Arbeit ist z. B. eine getönte Gipsbüste von Wendschneider (943). Man denkt bei dieser getreuen Nachbildung, bei dieser unangenehmen Wirtlichkeit an Castans Wachsfigurenkabinett. Als Sodel dient der Büste ein ebenfalls farbig imitiertes Foliant. Dann wäre es schon besser, vom Gesicht einen Abguß zu nehmen, wenn die Porträtkunst solchen Zielen nachstrebt. Ebenso wirkt es nur erheitend, wenn eine Büste in getreuer Gipsnachbildung auf der Nase balanciert, wie es auf einer anderen Büste zu sehen ist. Ein anderer gibt einer Büste einen Schädel in die Hand. Plastik auf dem Niveau der Photographie! Auf derselben Stufe steht eine vollkommen getreue und farbige Tigergruppe; man meint, es sei sogar das Fell angeklebt worden. Die kleinen Tiger knabbern an exakt nachgebildeten Knochen. Es ist eine Freude. Wird man das später einmal glauben?!

In das Gebiet der Kleinplastik führen die Medaillen und Plaketten, denen ein besonderer Saal (43) gewidmet ist. Man muß diese kleinen Arbeiten gründlicher betrachten. Sie lohnen es; denn man findet auf kleiner Fläche oft eine achtunggebietende Kunst. Während die Medaille in Deutschland zur Zeit Dürcers auf künstlerischer Höhe sich hielt, ist sie in der Gegenwart so gesunken, daß erst eine wirkliche Bewegung wieder einsetzen muß, die auf die Hebung dieser Kunst abzielt. Die Franzosen sind vorbildlich. Sie geben der Medaille durch verwischte Konturen, die allmählich in den Grund übergehen, ein malerisch feines Aussehen. Demgegenüber erhalten die deutschen Medaillen ein strengeres Aussehen; die Form kommt mehr zur Erscheinung.

Die Schwarz-Weiß-Kunst erfährt in mehreren Räumen (8 und 9) besondere Berücksichtigung. Die Auswahl ist eine gute; die geschmackvolle Ausstattung der Räume, die auf die Wirkung der Bilder besondere Rücksicht nimmt, kommt dem Ganzen vortrefflich zugute. Und so macht diese zweite deutsche Schwarz-Weiß-Ausstellung einen überraschend einheitlichen Eindruck, der sich von der Wirkung der anderen Bildersäle vorteilhaft abhebt.

Eine ganze Reihe von Künstlern haben Kollektivvertretung erhalten. Boehle, Kollb, Schmuizer, Jettmar, Schulte im Hofe, Vossard, Graf, Jilless, Steinhausen. Unter diesen sind Boehle und Schmuizer die interessantesten Künstler. Beide entgegengesetzte Temperamente. Boehle, der eigenwillige Frankfurter, den man sich unwillkürlich als Bauernstyp vorstellt. Jäh und charaktervoll. Schmuizer, der elegante Desterreicher, raffiniert, geschmeidig. Beide sind in ihrer Art abgeschlossen. Schmuizer bleibt in allem der raffinierte Techniker; seine Radierungen überraschen durch die Größe und durch die Feinheit der Durchbildung in den Einzelheiten. Am eigenartigsten ist Schmuizer aber nicht in diesen oft das Außerliche, die Stoffe z. 9.

zu sehr Verlässlichenden großen Werken, sondern in den kleinen Blättern, in denen er mit Geschmack und Geschick mit wenig Streifen charakteristisch einen Kopf hinsetzt und die dunkle Masse des Haars etwa gegen die höchsten Partien des Gesichtes wirkungsvoll kontrastieren läßt.

Gegen diese Eleganz, dieses Raffinement wirkt Voehle knorrig, häuerisch. Es ist eine merkwürdige Mischung in ihm, von Altem und Neuem, von Einfluß und Eigenheit, von Selbständigkeit und Anfehnung. Er ist der Meister der Linie; die er aber so plastisch handhabt, daß seine Darstellungen eine Form haben, die in ihrer Kraft und Größe atemberaubend zu nennen ist. Man ist zuerst geneigt, das Alte als maßgebend im Eindruck zu bezeichnen. Dann aber merkt man unwillkürlich das Moderne. Aus dem Realismus — denn seine Szenen sind Wirklichkeitszenen, seine Menschen sind die Schiffer und Fischer und Lastknechte, wie sie am Hafen zu sehen sind — holt er mit seltener Eindringlichkeit eine Größe heraus, die ganz unwirklich erscheint. Man denkt an die Komposition, an die Form, die in diesen Dingen steckt, und vergißt die Realität.

Daneben wäre noch **R a f** zu nennen, als ein Techniker, der in der Radierung breiten, malerischen Wirkungen nachgeht. Man sieht diese großflächigen Kontraste von Grau, Schwarz und Braun gern; sie haben etwas Weiches, Malerisches.

**J l l i e s**, der in Hamburg tätig ist, ist dekorativer. Seine Blumen, die ganz realistisch gegeben sind, erinnern in ihrer leichten, lebendigen, farbigen Schönheit an die japanische Kunst. Seine farbigen Radierungen sind sehr kräftig und eigen in der malerischen Wirkung.

Auch die **Architektur** (Saal 13—15) trägt dazu bei, das Bild abwechslungsreicher zu machen. Die kleinen Modelle veranschaulichen sinnfällig den Reiz des Baukünstlerischen im Entwurf. Alle Kunst geht von der Architektur aus und strebt zu ihr hin, und so schließt die Ausstellung mit dieser Abweilung in richtiger Weise den Kreis der künstlerischen Betätigung.

### Kleines feuilleton.

**Der Geranienstock.** Er stand vor einem niedrigen Fenster in einer leeren Kellerwohnung und war gewiß beim Umzuge vergessen worden. Die Scheiben im Fenster waren trübe und schmutzig und das Zimmer dumpf und stickig. Dort wuchs er in einer halb zerbrochenen Schale, die jeden Tag ganz auseinanderzufallen drohte. Er stand in der Ecke auf der Fensterbank und sehnte sich nach Licht und Luft und nach den goldenen Sonnenstrahlen, die nur des Abends zuweilen einen Augenblick durch die staubigen Scheiben lugten. „Bleibt doch noch eine Weile!“ sagte der Geranienstock dann jedesmal und streckte den Scheidenden seine grünen, bestaubten Blätter nach. Aber die hatten niemals Zeit. Es war ihnen auch zu schmutzig und dunkel in der trüben Stube.

Dann seufzte die arme Pflanze, denn die einzige Freude des Tages war wieder vorbei.

„Ich weiß nicht,“ sagte eines Abends eine alte Spinne, die sich in der Fensterecke ein Netz gesponnen hatte, „was Du nur zu seufzen hast? Kann man es besser haben als Du? Lächerlich! Diese unausgesetzte Unzufriedenheit in der Welt heutzutage!“

Die bescheidene Blume unterließ es von diesem Tage an zu seufzen und hielt sich fergengerade und steif.

Aber die Sehnsucht in ihr wurde immer größer mit jedem Tage.

„Wenn ich nur hinaufwachsen könnte bis da oben, wo die Fensterscheibe entzwei ist — da scheint die Sonne länger als bei mir hier unten und der Wind streicht dort vorbei. Ich könnte meine Blätter in die frische Luft hinausstrecken — o, wie schön wäre das!“

Und sie wuchs und wuchs, schweigend und ohne zu seufzen.

Mit jedem Tage wurde sie höher. Weinahe hatte sie schon ihr Ziel erreicht und fühlte schon das leise Wehen der freien Luft.

„Wie Du wachsen kannst!“ sagten die Sonnenstrahlen, wenn sie des Abends auf kurze Zeit zu Besuch kamen. „Nein, wie Du wachsen kannst! Und das so im Dunkeln! Andere würden verzweifeln und hintoteln und sterben.“

„Es ist die Sehnsucht!“ sagte das Geranium und erbebt in hoffnungsvoller Freude.

„Du mußt Dich nicht so anstrengen!“ sagten die Sonnenstrahlen und jaben mitleidig auf seine fahlen Blätter und blaffen Stengel. „Ordentlich bleich und angegriffen siehst Du aus von dem unablässigen Wachsen.“

„Aber ich möchte blühen da oben im Lichte, blühen und vom Winde geschaukelt werden!“ erwiderte die Blume leise, denn sie war besorgt, die Kreuzspinne da oben könnte ihre Worte hören und zu schelten beginnen.

„Versieh nur den Ruf nicht im Dunkeln,“ sagten die Sonnenstrahlen und gingen davon.

Am nächsten Tage zogen wieder Leute in die Kellerstube. Möbel wurden hereingeschleppt und aufgestellt, ein Tisch mit wackeligen Beinen gerade unter das Fenster gerückt.

„Nein, wie dunkel es das alte Geranium hier macht,“ sagte die Schustersfrau und nahm den Stock vor dem Fenster weg, wobei ihr der Blumentopf in den Händen zerbrach und trodene Erde auf den Fußboden rieselte. „Anderen Leuten ist er zu

schlecht zum Mitnehmen gewesen, das alte staubige Ding, und und will er noch das Licht wegnehmen!“ Damit warf sie ihn in den Müllseimer.

W. Scharrelmann.

### Erziehung und Unterricht.

Das Gewicht der Schulranzen. Eine recht beherzigtenswerte Verfügung hat das Provinzialschulkollegium in Berlin erlassen. Es verfügte, daß die Schüler die Rappen auf dem Rücken zu tragen hätten und daß das Gewicht der Rappen bei jungen Schülern den achten oder neunten Teil des Körpergewichtes nicht überschreiten solle. Daß die Schulmappen nicht unter dem Arm getragen werden sollen, leuchtet ohne weiteres ein. Der Vorteil der Schulornister liegt vor allem darin, daß die Bücher ohne Anstrengung einzelner Muskelgruppen, ohne Krümmung der Wirbelsäule und ohne Behinderung der Atmung nach der Schule gebracht werden können. Eine Ursache für die Entstehung der seitlichen Wirbelsäuleverkrümmung wird dadurch sicher ausgeschaltet. Aber ebenso wichtig ist die Vorschrift, daß die Kinder nicht unnützlich mit den Schulbüchern belastet werden sollen. Die Menge der mitgeschleppten Bücher ist oft nicht unbedenklich und die Kinder werden dann unnützlich belastet. Daß Kinder vom Gewicht von etwa 25 Kilo oft 5 oder noch mehr Kilo Schulbücher schleppen müssen, ist keine Seltenheit. Es ist aber für die Gesundheit der Schulkinder nicht zuträglich, wenn sie weite Wege mit einer Masse von Schulbüchern schleppen müssen und für die Zunahme der Herzkrankheiten im schulpflichtigen Alter dürfte dieses Moment wohl in Betracht zu ziehen sein. Die Lehrer müßten daher von Zeit zu Zeit revidieren, um zu verhindern, daß die Schüler sich nicht mehr bepacken, als unbedingt nötig ist.

### Anthropologisches.

Ein großes alt-sächsisches Gräberfeld. Vor nunmehr drei Jahren wurde in dem nahe bei Göttingen liegenden uraltan Dorfe **G r o n e** ein umfangreiches Gräberfeld entdeckt. Es wurden damals fürs erste 19 Gräber freigelegt, in denen man im ganzen 23 menschliche Skelette und in einem Grabe neben dem menschlichen auch ein Pferde skelett fand. Die Ausgrabungen sind in diesem Frühjahr wieder aufgenommen worden und haben weitere bemerkenswerte Aufschlüsse gezeitigt, worüber ihre Leiter, Prof. **B e r w o r n**, Prof. **M e r k e l** und Dr. **H e i d e r i c h** in der letzten Sitzung der Göttinger Anthropologischen Gesellschaft Bericht erstatteten. Es sind zehn weitere Gräber neu ausgegraben, darunter zwei, welche ebenfalls ein Pferde skelett enthielten. Das in mehreren Fällen festgestellte Vorhandensein von zwei Skeletten in einem Grabe erklärt sich nach den neuesten Untersuchungen daraus, daß der Friedhof, wie sich aus seiner gewaltigen Ausdehnung ergibt, sehr lange im Gebrauch war und infolgedessen zu verschiedenen Zeiten an der gleichen Stelle mehrmals benutzt worden ist. Die Annahme, daß die Pferde skelette von Reichenschaufen herrührten, ist dadurch völlig ausgeschlossen, daß das eine Pferde skelett, welches nicht durch spätere Bestattungen zerstört worden war, ganz unverfehrt und in aufgezäumtem Zustande im Grabe bei dem Toten lag. Man hat also offenbar in einzelnen Fällen dem Toten, besonders dem Edlen, sein Pferd ins Grab folgen lassen. Die Ausbeute an Beigaben war gering. Aus den Topfscherben, die in größerer Menge in der Gräberde gefunden wurden und die jedenfalls von Reichen schmaufen herrührten, läßt sich erkennen, daß die Benutzungszeit des Groner Gräberfeldes etwa in das 6. bis 8. Jahrhundert nach Christus anzusehen ist, in dieselbe Zeit, aus der das einige Kilometer weiter nach Süden gelegene bekannte Gräberfeld von **R o s s d o r f** stammt. Es war eine einfache Bauernbevölkerung, die schon damals wie noch heute, im alten Grono wohnte, und zwar eine langköpfige, orthocephale (geradköpfig) und orthognathe (geradzählig) Menschenrasse. Ein Vergleich mit Schädeln aus späterer Zeit führt zu dem Schlusse, daß sich seit der **M e r o w i n g e r z e i t** der Typus doch nicht unerheblich geändert und daß die ursprüngliche Bevölkerung einer anderen Platz gemacht hat, wenn auch die alte Rasse des **R e i n e g a u e s** keineswegs völlig verschwunden ist.

### Aus dem Tierreiche.

**Jagdtiere.** Nicht von dem geheuten Wilde soll hier gesprochen werden, sondern vielmehr von Tieren, die sich der Mensch zu treuen Gehülfsen bei seinen Jagdzügen erwählt hat. Der Jagdhund in seinen verschiedenen Rassen, ich nenne nur Windhund und Dachshund, Bracke, Saurüde, Schweiß- und Stöberhund usw., gehört ja auch hier zu Lande zu einem allbeliebten Haustiere; sonst jedoch finden bei unseren Jagden nur selten andere Tierarten Verwendung. In früheren Jahrhunderten freilich gehörte auch noch die Falkenjagd, die bereits von Griechen und Römern eifrig gepflegt wurde, zu einem beliebten Sport an den europäischen Höfen. Doch nur Reiche, nur die obersten Jahrhunderte, konnten sich dieses kostspieligen Vergnügens leisten. Außer dem nordischen Jagdfalken wurden vornehmlich Wandersalken, Sperber und Habichte zur Falkenbeize abgerichtet. Auch heute noch wird die Jagd mit Falken und Albern von verschiedenen asiatischen Steppenvölkern eifrig betrieben.

Eine rein passive Rolle spielt bei der Jagd an der Krähenhütte der **Uhu**, der, an einem Baum angelehnt, dem gut verborgenen Schlingen zur Anlockung von Raubvögeln und Krähen dienen soll. Sowie sich nämlich am Tage dieses gewaltige Nachtvögel zeigt, wird es sofort von zahlreichen Vögeln verfolgt und mutig angegriffen. Selbst kleine Singvögel, Schwalben und Meisen, teilen diese all-

**gemeine Abneigung gegen den Mhu und geben sie durch ihre kühnen, aber ungefährlichen Angriffe kund.**

Bekannt ist ferner, daß die chinesischen Fischer sich vielfach der Kormorane, dieser geschickten und ausdauernden Taucher und gefräßigen Fischräuber, zum Fischen bedienen. Jung werden die Tiere eingefangen und gezähmt, dann geht es hinaus zum Fange. Damit die Kormorane jedoch ihre Beute nicht selbst fressen, wird ihnen ein enger Leberriemen um den Hals gelegt, der den Vögeln das Hinunterwürgen der Fische unmöglich macht. Erst nachdem sie ihrem Herrn die gewünschte Menge von Fischen abgeliefert haben, wird die störende Halsbinde gelockert und sie erhalten zum Lohne ihren genügenden Teil am Fange. Die Preise für gut abgerichtete Kormorane sind verhältnismäßig hoch, belaufen sie sich doch nach unserem Gelde bis auf 50 Mark für das Stück.

Namentlich in England, doch auch in vielen Gegenden Deutschlands üblich ist die Kaninchenjagd mit Frettchen. Das Heimatland der Frettchen ist ursprünglich Spanien. Die Tierchen sind nichts anderes als eine weiße (albinotische) Spielart unseres gemeinen Iltis. Wie die meisten Albinos unterscheiden sie sich aber von ihrem normal gefärbten Verwandten außer in der Farbe noch durch einen schwächeren und zarteren Körperbau und ihre leichtere Zähmbarkeit. Als geschworene Todfeinde der Kaninchen läßt man die Frettchen in den Bau der Kaninchen, um die legitimen Bewohner heraus- und in vor-gestellte Fangneze hineinzutreiben. Des öfteren geschieht es dabei, daß unser Frettchen ein Kaninchen bereits im Bau erwischt und abwürgt. Dann kann der Jäger lange auf die Wiederkunft seines Jagdgefährten warten. Verauscht vom Blute legt sich das Tierchen im Bau zum Schlafe nieder, und will man es nicht ganz verloren geben, muß man sich schon zum mühevollen Ausgraben entschließen. Um dieses zu verhindern, pflegte man in früheren Zeiten grausamerweise den Frettchen einfach das Maul zuzunähen. Heute legt man ihnen gewöhnlich vor der Jagd einen kleinen Maulkorb an und erreicht so auf humanem Wege den gleichen Erfolg.

In Indien findet man in weiter Verbreitung in den Häusern der Eingeborenen einen Angehörigen der Schleichfüßer, den zierlichen Mungo, der daselbst etwa die Stellung unserer Hauskatze vertritt. Doch nicht nur bei der Bekämpfung der Ratten- und Mäuseplage macht sich der kleine Gefelle nützlich, sondern er ist gleichzeitig einer der eifrigsten und verwegenen Schlangenjäger und scheut selbst vor der gefährlichsten Giftschlange nicht zurück. In seinem bekanntem Dschungelbuch hat R. Kipling dem Mungo ein hübsches Denkmal gesetzt. Auch bei uns läßt sich der Mungo leicht halten, tollt lustig frei in der Wohnung umher, folgt seinem Herrn wie ein Hund und ist einer der amüsantesten Spielgefährten, den man sich nur denken kann. Ich selbst habe lange Zeit zur Freude aller Bekannten ein solches Tierchen gehalten, bis unser aller Freund leider von unwissenden Leuten, die ihn wahrscheinlich für einen Marder hielten, erschlagen wurde. Als nützlichem Haustiere gebührt dem Mungo vor der Hauskatze noch insofern entschieden der Vorzug, als er weit reinlicher ist und in Ermangelung von Ratten, Mäusen und Schlangen auch in der Vertilgung von Spinnen, Kerftieren, Fliegen usw. erkleckliches leistet. Wie mir erzählt wurde, hat sich der Mungo denn auch in dem praktischen England bereits Bürgerrecht erworben, und auch bei uns würde sich seine Einführung sicher empfehlen. Der Preis für einen Mungo ist selbst heute, obwohl doch die Tiere nur gelegentlich von Liebhabern oder Matrosen mitgebracht werden, kein sehr hoher, und man erhält sie bisweilen schon für 15 Mark angeboten.

Auch aus der Reihe der großen Raubtiere, der echten Katzen, hat sich der Mensch einige Arten als Gefährten bei seinen Jagdzügen auserwählt. Am bekanntesten ist der Gepard oder Jagdleopard, der schon seit alten Zeiten in Persien und Indien zur Jagd auf Gazellen und Antilopen abgerichtet wird. Auf niedrigeren Höhen wird das Tier mit verbundenen Augen unter Bind in möglichster Nähe des zu beschleichenden Wildes herangefahren. Dann wird er seiner Fesseln befreit, auf das Rudel aufmerksam gemacht und zum Boden niedergeduckt. Mit katzenartiger Gewandtheit schleicht er sich weiter an das erlorene Opfer an. Nun ein paar mächtige Sprünge, ein wütender Biß in die Kehle und zahlreiche rasche Taten schläge, und die Beute wälzt sich im Todeskampfe auf dem Rasen. Jetzt heißt es für die Jäger, sich beeilen, wenn sie von dem erlegten Wilde etwas erhalten wollen. Schnell sind sie denn auch zur Stelle und mit einer Schale Blut locken sie die Jagdkatze zum Starren zurück. — Sogar ein Luchs, der Karakal, wird in Indien häufig zu Jagdzwecken verwendet und bewährt sich namentlich beim Fange von Kleinwild aller Art.

Der Vollständigkeit halber mag endlich noch an die Verwendung von Elefanten bei Tigerjagen erinnert werden. Die Schützen werden auf ihrem Rücken in gefahrloser Höhe dem wütenden Raubtiere entgegengetragen. Bekannt ist es ferner, daß gezähmte Elefanten vielfach zum Einfangen wilder abgerichtet werden. Th.

**Physikalisches.**

**Photographie von Wärmestrahlen.** Wärmestrahlen in einfacher Weise auf einer photographischen Platte zu fixieren, ist in jüngster Zeit Professor Jennes in Braunschweig gelungen. Es ist jetzt bekannt, daß verschiedene Entwickler, z. B. die gebräuchlichen Rodinal- und Hydrochinon-Entwickler, die photographische Platte im kalten Zustande nicht beeinflussen, d. h. nicht schwärzen. Treffen nun auf einen Teil einer solchen in kalte Ent-

wicklungsflüssigkeit getauchten Platte Wärmestrahlen, so wird dieser Teil geschwärzt, während die anderen Teile hell bleiben. Wird z. B. vor die Platte ein Blech aufgestellt, aus dem irgendeine Figur ausgeschnitten ist und vor dieses Blech eine heiße, Wärmestrahlen ausströmende Substanz, wie kochendes Öl, gebracht, so bringen die Wärmestrahlen durch die Öffnung, bringen den Entwickler zur Wirkung und schwärzen an diesen Stellen die Platte. Wird dieser Ausschnitt mit Glas abgedeckt, so wird das Bild schwächer. Wird der Ausschnitt mit einer Hartgummiplatte bedeckt, so ist das Bild stärker als bei der Glasabdeckung, weil die Wärmestrahlen Hartgummi leichter durchdringen als Glas, während es bei den kurzwelligen Lichtstrahlen umgekehrt der Fall ist.

**Humoristisches.**

— Ein Genüßmensch. „Sehen Sie, dort sitzt mein Freund Beckerl — der hat schon alles mögliche mitgemacht! Zuerst hat er sich beim Nadeln die Zähne eingeschlagen, dann beim Fußballspiel ein Schienbein verstaucht, später bei einer Bergpartie mehrere Rippen gebrochen, und leztthin wäre er beim Rudern auf ein Haar ertrunken!“

„Na ja, der versteht's halt, das Leben zu genießen!“

— Gerechte Entrüstung. Hypermoderner Komponist (zum Publikum, das während der Aufführung seiner Symphonie aus dem Saale flüchtet): „Feiglinge!“

— Sonderbare Logik. Frau (zum neuen Dienstmädchen): „... So, bei Frau Kanzeirat Gistheim waren Sie vorher! Wissen Sie, ich halte es für furchtbar ordinär, ein Dienstmädchen über ihre frühere Herrschaft auszufragen. ... Was ein anständiges Mädchen ist, erzählt so alles!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Böcklins „Gefilde der Seligen“, diese Pieder unserer Nationalgalerie ist nach amtlicher Bestätigung in der Tat beim Rücktransport von der Londoner Ausstellung ernstlich beschädigt worden. Die Museumsverwaltung will Entschädigungsansprüche geltend machen. Wichtiger wäre zu erfahren, welcher Art die Beschädigungen sind und ob sie durch Restaurierung behoben werden können, ohne das Gemälde zu verändern.

— Der falsche, der echte und der ganz echte Hund von Baskerville. In Dortmund ist ein heißer dramaturgisch-literarischer Kampf um den tantienbringenden dramatisierten Hund entbrannt, den das deutsche Theater der Muse Conan Dohles verdankt. Tritt da ein Ensemble auf, das dieses nützliche Tier zu neuem dramatischen Frisasse verarbeitet hat. Ohne die Erlaubnis des echten Hundezüchters Bonn. Darob lebhafter Protest der Bonnischen. Mit dem Motto: „Nur das Schauspiel „Der Hund von Baskerville“ von Ferdinand Bonn wurde wiederholt von Ihren kaiserlichen Majestäten in Berlin mit deren allerhöchstem Besuche beehrt. Alle anderen Aufführungen dieses Stückes sind völlig minderwertiger Art und haben mit der Berliner Anzahl der Aufführungen dieses Stückes ebensowenig wie mit dem Kaiserbesuche zu tun. Alle dem entgegenstehenden Behauptungen sind Schwindel und nur auf Täuschung des Publikums berechnet.“

Die Gegenpartei antwortet: Ihr Hund wäre auch ohne kaiserliche Bestätigung ebenso echt, originell, raffiné und theaterrein. Und es gäbe noch mehr dieser Hunde, entstanden aus einer Kreuzung des Holmeschen Romanes mit der Bühne. Welcher von diesen Bastarden die gelungenste Mischung darstelle, möge das pp. Publikum ausmachen. ... Recht haben beide Parteien, denn sie haben beide trotz des Protestes des alleinigen Weigers des Originalhundes von Baskerville; Conan Dohles, dessen Werk benutzt. Daß das Drama in Deutschland auf den Hund gekommen sei, kann nun noch schwerlich jemand bestreiten.

— Die Zensur. In Prag wurde die Aufführung des Ent-acters „Die Witte“ von Alra Viebig verboten. Außerdem Bedekinds „Frühlingserwachen“. — Die Münchener Zensur verbot dem Reinhardtischen Ensemble außer Bedekinds „Frühlingserwachen“ auch den „Gott der Rache“ von Schalom Uch. Reinhardt verzichtete darauf auf sein geplantes Gastspiel. — In Wien wurde das Intime Theater gesperrt, angeblich weil es keine Konzeption habe. Die hatte es aber schon fünf Jahre nicht und als „Dilettantentheater zu wohlthätigen Zwecken“ (allerdings eine merkwürdige Sache) auch nicht nötig. Es war auch weniger diese mangelnde Konzeption als die 379. Aufführung eines französischen Stückes, das bezeichnenderweise das „Bett“ heißt — was zu dieser drakonischen Maßnahme führte. Der Wiener Statthalterei kann man wenigstens den Mangel an Langmut und Entgegenkommen nicht nachsagen. 379 mal durften die Viehhaber paprizierter Literatur die Pikanterien des Bettes auskosten. Erst dann schnappte der Hahn ein. Welcher Unterrod dabei tätig war, mögen die Eingeweihten wissen.

— Kiloliteratur. Eine Gesamtausgabe der Werke des älteren Alexander Dumas ist in Vorbereitung. Sie soll 269 Romane auf 17 000 Seiten mit 2100 Zeichnungen umfassen und 40 Kilo in leichtem Einbände wiegen. Viktor Hugo wiegt im Buchhandel nur 30 Kilo und Michelet 21.